

(Nachdruck verboten.)

6]

Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

Die Eingewanderten waren erbarmungswürdig in ihrer Hilflosigkeit, besonders ergriff sie tödliches Erschrecken, wenn sie einen Polizisten sahen; sie liefen dann über die Straße und eilten fort. Während des ersten Tages wanderten sie vollständig verlassen, in betäubender Verwirrung umher und erst tief in der Nacht, als sie in dem Torwege eines Hauses kauerten, wurden sie von einem Polizisten entdeckt und nach der Station gebracht. Am Morgen fand sich ein Dolmetscher; sie wurden in einen Wagen gepackt und ihnen ein neues Wort gelehrt: Stockyards (Wiehöfe). Ihr Entzücken zu beschreiben, als sie die Errettung aus ihrer Not erfuhren, würde nicht möglich sein, besonders, da sie dabei nicht noch einmal einen Teil ihrer Besitztümer verloren. Sie sahen im Wagen und starrten aus dem Fenster. Sie fuhren durch eine Straße, die sich sehr lang hinstreckte zwischen einer ununterbrochenen Reihe von armen, kleinen, nur zwei Stockwerke hohen Häusern. Immer dasselbe, niemals ein Hügel, niemals ein Hohlweg, immer nur die endlose Ausdehnung auf häßliche, schmutzige, kleine Holzhäuser. Hier und da kreuzte eine Brücke einen schlammigen Kanal mit hartgewordenen Lehmufern, an denen unaubere Schuppen und Docks lagen; dann wieder kam eine Eisenbahn mit verschlungenen Weisen, rußenden Lokomotiven und vorüberfahrenden Wagen. Es kam eine große Fabrik, ein geschwärztes Haus mit unzähligen Fenstern und mit Schornsteinen, aus denen ungeheure Massen von Rauch strömten, die oben die Luft verdunkelten, unten die Erde schwärzten. Nach diesen Unterbrechungen begann wieder die jämmerliche Folge von armen, kleinen Gebäuden.

Eine volle Stunde vor dem Eintreffen der Gesellschaft in der Stadt hatten sie eine merkwürdige Veränderung der Luft bemerkt. Es wurde immer dunkler und das Gras am Wege verlor sein Grün. Mit jeder Minute, die der Zug weiter raste, nahmen alle Dinge eine schmutzigere Färbung an. Die Felder waren trocken und gelb, die Landschaft öde und häßlich. Und unter dem dichten Rauch machte sich ein anderer Uebelstand bemerkbar, nämlich ein merkwürdiger, Atem raubender Geruch. Sie waren sich nicht ganz sicher, ob dieser Geruch unangenehm war: man hätte ihn wohl ekelhaft finden können, aber ihr Geruchssinn war nicht sehr entwickelt, und sie meinten nur, er wäre seltsam. Als sie jetzt im Mollwagen saßen, begriffen sie, daß ihr Weg diesem Gestank entgegenführte, daß sie von Litauen weg ihm entgegengerast seien. Der Gestank wurde immer stärker und kam immer näher, so daß sie ihn schließlich fast ebenso gut sämneten wie rochen.

Du konntest ihn beinahe greifen und zerstückeln. Ihre Ansichten über den Gestank gingen dabei auseinander. Es war ein elementarer Geruch, rau und streng, stark ranzig und Gott weiß was. Einige sogten ihn ein wie etwas Verwünschendes, andere hielten das Taschentuch vor die Gesichter. Noch grübelten die neuen Emigranten über den Gestank, in Verwunderung verloren, als der Wagen plötzlich anhielt und die Tür aufgerissen ward. Eine Stimme schrie: Stockyards (Wiehöfe.) Nun standen sie auf der Straße und blickten verstimmt um sich. In einer Seitenstraße sahen sie eine Reihe von Backsteinhäusern, zwischen ihnen ein halbes Dutzend Schornsteine, so groß wie das größte der Gebäude, das beinahe den Himmel berührte. Von diesen Schornsteinen stiegen ebenso viele Rauchsäulen auf, dick, ölig und schwarz wie die Nacht. Dieser Rauch konnte vom Mittelpunkt der Erde kommen, wo die Feuer von altersher glühen. Er brach heraus wie eine fortwährende Explosion und trieb alles vor sich her. Er war schier unerschöpflich. Man wartete darauf, daß er aufhören sollte, aber immer neue große Ströme rollten hervor. Diese verbreiteten sich in mächtigen Wolken, wanden, verdrehten sich, verbanden sich dann zu einem riesigen Strom und strömten über dem Himmel zusammen zu einer schwarzen Wand, so weit das Auge reichte.

Dann gewahrte die Gesellschaft ein anderes seltsames Ding; es war, gerade wie der Geruch, gewaltig. Es war

ein Ton — ein Ton aus tausenden von kleinen Tönen entstanden. Du beachtetest ihn zuerst kaum, er kam in dein Bewußtsein wie eine vage Störung, eine Unannehmlichkeit. Er war wie das Summen der Bienen im Frühjahr, das Rauschen des Waldes; er ließ endlose Tätigkeit vermuten, das Gerumpel einer Welt in Bewegung. Nur mit Anstrengung konnte man erkennen, daß es von Tieren ausging, daß es das entfernte Brüllen war von zehntausend Rindern, das entfernte Grunzen von zehntausend Schweinen. Gern hätten die Eingewanderten den Ton verfolgt, aber die Zeit fehlte ihnen für solche Abenteuer. Der Polizist an der Ecke begann aufmerksam auf sie zu werden, und wie gewohnt, eilten sie über die Straße. Kaum aber waren sie einige Häuser weit gegangen, als Jonas einen Schrei ausstieß und aufgeregt über die Straße zeigte. Ehe sie sich eine Meinung über die atemlosen Kufe bilden konnten, sprang er fort und verschwand in einem Laden, auf dessen Schild zu lesen war: „J. Szedvilas — Delikatessen“.

Als er wieder herauskam, war er in Gesellschaft eines sehr starken Herrn in Hemdsärmeln und Schürze, der Jonas bei den Händen hielt und aufgeregt lachte. Dann erinnerte sich Zeta Elzbieta plötzlich, daß Szedvilas der Name des mythischen Freundes war, der sein Glück in Amerika gemacht. Jetzt zu entdecken, daß er sein Glück mit einem Delikatessengeschäft gemacht hatte, war ein außerordentlich glückliches Zusammentreffen. Sie hatten noch nicht gefrühstückt, und die Kinder weinten vor Hunger.

Das war das glückliche Ende einer elenden, jammervollen Reise. Die beiden Familien fielen sich natürlich in die Arme, denn es waren Jahre vergangen, seitdem Zokubas Szedvilas einem Mann seiner heimatischen Bekanntschaft begegnet war. Bevor der Tag halb vorüber war, hatten sie fürs Leben Freundschaft geschlossen. Zokubas kannte alle Abgründe der neuen Welt, konnte alle Geheimnisse erklären. Er konnte ihnen sagen, was sie in allen ihren Fährlichkeiten hätten tun sollen, und was besser war, er konnte ihnen sagen, was jetzt zu tun war. Er brachte sie zu Boni Aniele, welcher eine Pension auf der anderen Seite der Höhe hielt. Er erklarte, die alte Frau Zukniene hätte nicht gerade ausgefuchste Bequemlichkeiten zu bieten, aber es mußte für den Augenblick genügen. Zeta Elzbieta beeilte sich darauf zu bemerken, daß im Augenblick nichts zu billig sein könnte, um ihnen recht zu sein. Sie waren noch entsetzt über die Summen, welche sie ausgeben sollten. Die wenigen Tage praktischer Erfahrung in dem Lande der hohen Löhne hatten genügt, ihnen die grausame Tatsache klar zu machen, daß es auch das Land der hohen Preise, daß in ihm der arme Mann fast ebenso arm war wie in jedem anderen Winkel der Erde.

So waren in einer Nacht alle die wundervollen Träume von Wohlstand, welchen Zurgis nachgegangen, verschwunden. Was die Entdeckung noch peinlicher machte, war der Umstand, daß sie in Amerika das Geld nach amerikanischen Begriffen verschwenden mußten, das sie nach heimatischen Lohnpreisen gewonnen. So waren sie wirklich von der Welt betrogen. Die beiden letzten Tage hatten sie beinahe gehungert; es machte sie krank, die Preise zu bezahlen, welche die Eisenbahnwirte für die Nahrung forderten. Und doch, als sie das Heim der Witwe Zukniene erblickten, schrakten selbst sie zurück. So etwas Scheußliches hatten sie auf der ganzen Reise nicht gesehen. Boni Aniele besaß eine Etage von vier Zimmern in einem der zweistöckigen Holzhäuser, in der Wildnis „Sinter den Schlachthöfen“. In jedem Hause waren vier Wohnungen, und in jeder Wohnung war eine Pension zur Benutzung der Fremden, der Litauer, Polen, Slowaken oder Böhmen. Einige der Wohnplätze waren von Unverheirateten gemietet. Im Durchschnitt wurden auf jedes Zimmer ein halbes Dutzend Mieter gerechnet, zuweilen aber teilten sich dreizehn oder vierzehn in ein Zimmer, fünfzig bis sechzig in eine Wohnung. Jeder von den Einwohnern sorgte für seine eigenen Bequemlichkeiten, d. h. eine Matratze und einige Bettstücke. Die Matratzen wurden in einer Reihe ausgebreitet, außerdem war nichts im Zimmer als ein Mäher. Es war durchaus nichts Ungewöhnliches, daß zwei Männer eine Matratze benutzten, wenn der eine in der Nacht arbeitete und bei Tage schlief und der andere umgekehrt. Sehr häufig vermietete der Pensionshalter dieselben Betten doppelt.

Mrs. Zukniene war ein verkümmertes Weibchen mit einem verjährrumpelten Gesicht. Ihr Heim war unglaublich unsauber. Durch die Bordertür konntest du wegen der Matrasen überhaupt nicht eintreten, und wenn du versuchtest über die Hintertreppe zu kommen, fandest du den größten Teil des Flurs mit alten Kisten verbarrikadiert, um für ihre Süßnerzucht einen Platz zu schaffen. Um die Wahrheit zu sagen — sie hatte es vollständig aufgegeben, irgend etwas rein zu machen, seitdem elf ihrer Mieter, als ein Anfall von Rheumatismus sie über acht Tage ans Zimmer gefesselt, ohne Miete zu zahlen ausgerückt waren, um ihr Glück in Kansas City zu versuchen. — Es war jetzt Juli, und die Felder mußten grün sein. Aber in Padingtown sah man keine Felder, und überhaupt nichts Grünes; doch konnte man auf das Feld hinausgehen und das grüne Land sehen, ja ländliche Ruhe genießen, wenn man mit dem Frachtwagen hinausfuhr.

So war das Heim beschaffen, das die neuen Ankömmlinge begrüßte. Es war nichts Besseres zu haben, sie konnten es sich ersparen, weiter zu suchen, denn Mrs. Zukniene hatte wenigstens ein besonderes Zimmer für sich und ihre drei Kinder, und machte jetzt den großmütigen Vorschlag, es mit den Frauen und Mädchen der Gesellschaft zu teilen. Weiten konnte sie aus zweiter Hand in der Nähe bekommen, aber sie würden kaum welche gebrauchen, so lange es so heiß war, erklärte sie. In solchen Nächten wie diese konnten sie alle im Seitengange schlafen; die meisten der Gäste taten das.

„Morgen,“ sagte Jurgis, als sie allein waren, „morgen werde ich Arbeit bekommen, und Zonas vielleicht auch. Dann können wir uns einen eigenen Platz suchen.“

Später, am Nachmittag, gingen er und Ona aus, um einen Spaziergang zu machen und sich die Gegend anzusehen, welche ihre Heimat sein sollte. Im Rücken der Höfe standen die Holzhäuser zerstreut und es gab da größere leere Plätze, die wahrscheinlich nur übersehen waren bei dem Bau der Stadt, die sich über die Fläche der Prairien ausbreitet.

Diese leeren Plätze waren mit schmutzigem, gelbem Gras bewachsen und bildeten den Stapelplatz für unzählige Tomatenbüschel. Eine Unmasse Kinder spielten dort, jagten einander, schrien und balgten sich. Das bemerkenswerteste in der Gegend war wohl die Unzahl Kinder. Du könntest denken, daß sie gerade aus einer Schule gekommen wären, und erst bei näherer Bekanntschaft wird es dir klar, daß da keine Schule ist, sondern daß alle Kinder in die Nachbarschaft gehörten, daß in Padingtown überhaupt überall so viel Kinder sind — nirgend in den Straßen konnte ein Pferd oder ein Wagen schneller als im Schritt vorwärts kommen. Man konnte auch ohnehin, dank dem Zustande der Straßen, nicht eilig fahren. Die Straßen, durch welche Jurgis und Ona kamen, glichen mehr einer topographischen Miniaturlandkarte als Straßen. Der Fahrweg war gewöhnlich einige Fuß tiefer als das Fundament der Häuser, die zuweilen von hohen Fußwegen begrenzt waren. Pflaster gab's nicht, aber Berge und Täler, Flüsse, Bäche und Höhlen und Lämpel mit stinkendem grünem Wasser. Darin spielten die Kinder und rollten im Staub der Straße umher. Hier und da gruben sie im Schmutze, auf der Suche nach Trophäen, über die sie gestolpert waren.

Man wunderte sich darüber, mehr aber noch über die Schwärme von Fliegen, die tatsächlich die Luft verdunkelten, und den seltsamen giftigen Geruch, der unsere Nasen beleidigte, einem unheimlichen Geruch von allen faulenden Dingen der Welt. Frugen etwa die Besucher, woher dieser Geruch stamme, dann erklärten die Bewohner ruhig, daß dieses Land der Aufbewahrungsort sei für alle Abfälle der Stadt. Nach kurzer Fahrtrede sei der häßliche Anblick verschwunden, wurde versichert, jetzt eher — bei heißem Wetter, und vorzüglich, wenn es regnete, seien die Fliegen unansäglich. „Ist es nicht ungesund?“ fragte dann wohl der Fremde, und der Einwohner antwortete: „Vielleicht, aber wer kann dagegen etwas tun?“ —

Auf ihrem weiteren Wege kamen Jurgis und Ona zu ihrem Erstaunen an den Ort, wo das Kehrriechtland für seinen Zweck zurecht gemacht ward. Es wurde eine große Grube gegraben, vielleicht so groß wie zwei Häusergebiete. Dahinein frochen lange Reihen von Kehrriechtwagen. Es stau auf dem Platz unjagbar, und doch war er mit Kindern angefüllt, welche vom Morgen bis Abend darin herumstöberten. Einige Besucher der Schlachthäuser kamen zuweilen, um sich den Lämpel anzusehen, standen und beratschlagten, ob die Kinder ihre Nahrung erhielten oder sie sich lediglich suchten, aber niemand versuchte je, sich genau darüber zu informieren.

Hinter diesem Lämpel stand ein Ziegelhof mit rauchenden Schornsteinen. Erst nahmen sie die Erde, um Ziegel daraus zu machen, dann füllten sie die Löcher mit Urat, ein Verfahren, das Jurgis und Ona sehr vorteilhaft fanden und sehr charakteristisch für ein so unternehmendes Land wie Amerika. Weiter hinten war eine andere große Grube, die geleert aber noch nicht wieder gefüllt war. Sie enthielt Wasser, das den ganzen Sommer dort stand, dicht neben der Kehrriechteinrichtung.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Auf der griechischen Eisenbahn.

In den letzten Tagen brachte der Telegraph aus Athen die Kunde, daß sämtliche Angestellte der Piräus- und Peloponnesbahn in den Ausstand getreten seien, und der Betrieb auf diesen Linien gänzlich ruhe. Das klingt recht modern, recht zeitgemäß. Nur muß man die Verhältnisse im südlichsten Teile der Balkanhalbinsel nicht mit demselben Maßstabe messen, den wir bei uns anzulegen gewohnt sind. Auch zwischen Eisenbahn und Eisenbahn besteht ein Unterschied. Und alle Einrichtungen auf diesem Gebiete im Lande der Hellenen erinnern stark an die berühmte Romantik von Wild-West.

Die vom Ausstand betroffenen Bahnlinien weisen eine Gesamtlänge von 670 Kilometer auf. Ihre bedeutendsten Einzelstrecken sind: Piräus—Athen—Korinth—Patras—Kavassila—Phrgos (330 Kilometer), Kavassila—Kyllene (16,5), Korinth—Argos—Bilali—Kalameta (237 Kilometer), Argos—Nauplia (11 Kilometer), Bilali—Megalopolis (5 Kilometer), Phrgos—Olympia (20,5 Kilometer), Phrgos—Katalofon (13 Kilometer), Linzi—Bartholomion (10 Kilometer), Asprotoma—Risi (4 Kilometer) und die Zahnradbahn Sialophon—Kalavryta (23 Kilometer). Alle diese Bahnstrecken arbeiten noch vor kurzem mit erheblichem Defizit und werfen auch heute noch kaum nennenswerte Ueberschüsse ab. —

Es war im Sommer dieses Jahres. Das Dampfschiff hatte mich von Korfu nach Patras gebracht, wo ich zum erstenmal den Boden des griechischen Festlandes betrat. Meine Erwartungen waren gespannt — trotz der vielen warnenden Erzählungen, die ich unterwegs von berufener und unberufener Seite hatte anführen müssen.

In meinem Kopf spulte noch von der Schaubank her das Märchen von einem wunderbaren Zauberlande, überspannt von einem ewig blauen Himmel und überleuchtet von der lachenden Sonne Homers.

Und nun lag Patras vor mir. Um den Hafen baute sich die Stadt auf. Amphitheatralisch schoben sich ihre Straßen und Gassen zu mäßigen Höhen hinauf. Kleine, nicht gerade ärmlich aussehende Häuschen säumten die breite Hafensstraße, über die ein doppelter Schienenstrang lief. Ein längerer Aufenthalt in Patras lag nicht in meinem Reiseplan. Zur Verstärkung der Stadt genügten die drei Stunden, die mir bis zum Abgang des Zuges, der mich nach Athen bringen sollte, übrig blieben.

Bis Patras hatte ich mich mit einem Villett versehen. Nun hieß es, ein neues zu lösen, was bei meinen ungenügenden Sprachkenntnissen mit ziemlichen Schwierigkeiten verbunden war. Vor allen Dingen mußte aber erst der Bahnhof, und in diesem die Villettensgabe ausfindig gemacht werden.

Ich fragte und man antwortete mir. Man verstand mich nicht und ich verstand niemand. Man wies mich von Pontius zu Pilatus. Endlich stand ich vor einer geräumigen, schmutzigen Bretterbude, die ehemals braun angestrichen gewesen sein mochte. Ich mußte an die sibirischen Kolonistenhäuser denken, wie ich sie aus den Schilderungen russischer Bekannter kannte. Und durch die Tür dieses Holzhauses stutete ein dichter Menschenstrom, lachend, lärmend, und auch mich mit sich fortziehend.

Nun lag die Tür hinter mir. Ich befand mich in einem hohen, kalten, schuppenartigen Raum. Gelbe Fahrpläne, mit griechischen Lettern bedruckt, klebten an den Wänden. Kein Tisch, keine Bank in dem ganzen Raum. Nur in der einen, halbdunklen Ecke eine Art Schilderhaus. Dort hin drängte die Menge. Das mußte also der Villettenshalter sein.

Ich hatte mich nicht getäuscht. Ein schwarzbärtiger Mann besorgte den Schalterdienst. Er saß auf einem Holzstuhel, hatte Weste und Jacke aufgeknöpft, daß die braune, behaarte Brust aus dem knopfloosen Hemde herauschaute. Auf den Knien hielt er einen mächtig grohen, in Fächer geteilten Holzkasten. Darin lagen die Villetts. Ein an einer Ecke befindliches Fach aber diente zugleich als Geldkasten.

In diesem Mann zogen wir vorüber. Jeder nannte sein Reiseziel und die Bagentkaffe, in der er zu fahren beabsichtigte, der Villettverkäufer nannte den Preis und brachte, nach Entrichtung des Fahrgeldes, das Villett aus einem der Fächer. Das große Kupfergeld klapperte und die schmierigen, bis zur Unkenntlichkeit abgenutzten Drachmenscheine gingen hin und her.

Das Villett hatte ich nun glücklich. Jetzt aber galt es, den Bahnsteig zu finden, auf dem mein Zug einfahren sollte. Ich rannte hin und her: nirgends auch nur die Spur von einer Bahnhofshalle!

Weder eine Treppe, die in die Höhe, noch eine, die in die Tiefe führte.

Sollten die Leute recht haben, die alle wieder aus derselben Tür hinausströmten, durch die ich in das Bahnhofsgelände hineingekommen war? Ich folgte der Menge. Bald war ich wieder auf der freien Straße, zwischen Bahnhofsgelände und Gasenplatz. Es war jene Straße mit der doppelten Gleisanlage.

Hart am Gleis hatten sich die Menschen aufgestellt. So standen sie mit ihren Körben und Kisten, mit ihren blutigen Hammelvierteln, mit ihren Gefäßbehältern und ihren großen irdenen Tonkrügen. In weißen, weit vom Körper abstehenden gefalteten Röcken standen sie da, in blauen, baufälligen Pluderhosen, und in Anzügen, die die Kunstfertigkeit eines ehrbaren, zentral-europäischen Schneidermeisters verrieten. Wo aber so viele Menschen standen, die ihre Billetts in der Hand hielten, da mußte — so kalkuliert ich — unbedingt der Bahnsteig sein.

Wichtig. Es währte gar nicht lange, da ratterte und knatterte etwas vom Jollante her. Eine Lokomotive, und hinter ihr eine ganze Reihe von Eisenbahnwagen wurde sichtbar. Auf offener Straße, ohne Abzäunung, ohne jegliche Schutzvorrichtung fuhr das einher. Weder rechts noch links ein paar Ziegen zur Seite und die Marktweiber machten etwas größere Schritte als gewöhnlich.

Dicht vor unseren Nasen, auf offener Straße, hielt der Zug. Ein Schaffner postierte sich mit einer mächtigen Holztafel, auf der „Patras“ geschrieben stand, in die Nähe der Lokomotive und markierte so die Station. Wie bei uns zu Lande die Elektrische auf offener Straße hält, so hier die Eisenbahn. Und das alles in der zweitgrößten Stadt Griechenlands, einer Stadt, die nahezu 50 000 Einwohner zählt!

Eine vierte Wagenklasse kennt die griechische Eisenbahn nicht. Wer Sad und Pack trägt, schiebt sich deshalb in ein Abteil dritter Klasse. Auch meine Fahrkarte wies mich dorthin. Ich stieg ein.

Ein furchtbarer Duft wehte mir entgegen. Schweißgeruch, von Mastixschnaps und Knoblauch geschwängerte Luft. Ein dicker Dunst schwelte durch den mit Menschen vollgepfropften Raum. Wohl waren die Fenster auf beiden Seiten geöffnet. Allein das Aroma der Wagenklasse ließ sich nicht bannen. Es klebte an den schmutzigen Wänden, es hatte den mit Speichel und Sand überlachten Fußboden durchtränkt und es atmete aus Haar und Kleidung der Wageninsassen. Der Duft einer Zigarette war Erquickung in dieser Atmosphäre. Allein in der langen Dauer der Eisenbahnfahrt — 25 Kilometer in der Stunde ist schon eine schöne Leistung für die Geschwindigkeit einer griechischen Eisenbahn — akklimatisierte man sich. Bald war man gewöhnt an Knoblauchduft, an Hammelfett, an Schmutz und Mastixschnapsgeruch.

Primitiv sind diese Eisenbahnwagen! Ganze Fensterscheiben gehören zu den Seltenheiten. Zugen und Risse lassen in den Wänden. Durch Löcher und ausgebrochene Stellen im Fußboden kann man die Beschaffenheit der Erde studieren, über die der Wagen rollt. Aborte weisen nur die Lugszüge auf. Und wie das Wagenmaterial, so sind die sämtlichen Eisenbahneinrichtungen längs des ganzen Schienenweges zwischen Patras und Athen.

Wesah schon die große Gasen- und Handelsstadt Patras nichts von dem, was man nach unseren Begriffen mit einem Bahnhofsgelände oder einer Bahnhofshalle bezeichnen könnte, so nahm das Fehlen derselben auf den kleineren Stationen der Strecke (mit zwei oder drei Ausnahmen) gewiß kein Wunder. Meist waren nur primitive Holzbuden an der Haltestelle aufgebaut. Aus diesen Buden kam der Stationsbeamte und der Postbote. Postbote ist nun zwar etwas viel gesagt; denn den Dienst eines Postbeamten versehen fast durchweg in keinerlei Uniform steckende, zerlumpte und wenig Vertrauen erweckend aussehende Jünglinge. Die brachten die Briefe zur Bahn und holten die für den jeweiligen Ort bestimmten zum Zuge ab. Vor den Augen des gesamten fahrenden Publikums musterten sie dann jeden Brief, jede Karte, besonders aber jede Ansichtskarte. Und es soll denn auch nicht zu den Seltenheiten gehören, daß in Griechenland abgehandelt, besonders schöne Ansichtskarten ihren Adressaten nicht finden.

Die griechischen Bahnhofsanlagen spotten, wenigstens soweit die kleineren in Betracht kommen, eigentlich jeder Beschreibung. Der einzige Komfort, den sie aufweisen, ist der Stiefelpulver mit seinem Wischlästen, seinen Schmierern, Bürsten, Lappen und Cremefläschchen. In irgend einer Ecke des Wartesaales hat er sich etabliert und liegt mit peinlichster Sauberkeit, die man sonst im Lande der Hellenen fast ständig vermißt, für fünf Lepta seinem Geschäft ob. Aber das ist auch alles! Kein Tisch, kein Stuhl, kaum eine Holzbank. Alles, was die Behaglichkeit des Innenraumes anbetrifft, scheint in diesem Sonnenlande absichtlich außer acht gelassen zu sein.

Ein paar Bahnbeamte sind in unser Coupé gekommen. Ihre schmutzigen, zerlumpte Uniformen lassen weder Farbe noch Schnitt mehr erkennen. Schwarz und verwildert wuchert ihnen der Bart um Kinn und Waden. Ihre dunklen Augen haben etwas Stechendes. Hunger und Sorge haben tiefe Falten um ihre Mundwinkel gegraben. Aus den Taschen ihrer fettigen Litteria ziehen sie faustgroße Stücke von gelblichem Weißbrot, das aus Maismehl gebaden ist. Der eine spaltet einen Kopf Knoblauch in drei Teile. Für jeden der Kameraden ein Stück. Einer von den dreien hat noch einen Schluck Mastix in der grünen Flasche. Der macht die Kunde und spült die letzten Bissen der frugalen Mahlzeit hinunter.

Dann rollen sie sich ihre Zigarette. Aus krümeligem, in einem unappetitlichen Papierfetzen aufbewahrtem Tabak.

Und all diese Verächtlichkeit und all dieser Schmutz inmitten einer lachenden Landschaft. Hart am Ufer des Golfes von Korinth geht der Schienenweg. Leuchtend und still liegt das Meer. Ein paar Segler schaukeln auf ihm. Ein blauer Duft umhüllt die Berge Bötiens. Wie ein Riese reckt der Parnax sein schneebedecktes Haupt aus der Reihe der Felszaden. Die Hügel Achajas stehen grün und goldig übersonnt. Kaffeeheden hegen die Weinärten ein. Die Stachelpalmen blühen in großen, weißen Riesentrauben. Blütenstimmer leuchtet von den Zweigen des Myrtengebüsches. Wilder Oleander wuchert am Strande. Spärlich sind die Menschen gesät: die Weinbauern, die Fischer, die Ziegenhirten. Hier und da ein Dorf. Hütten aus graubraunen, an der Sonne gebrannten Lehmziegeln. Armselig und verfallen jedes Bild. Und wie die Dörfer, so die Städte: Korinth, Megara, Eleusis.

Bis nach Athen immer das gleiche: dieselbe Armseligkeit und Erbarmlichkeit auf jeder Station. In schmutzigen Lumpen gehüllte Bahnangestellte öffnen und schließen die Türen der Wagenabteile. In dichten Wolken wirbelt der Staub durch die geöffneten Fenster und setzt sich fest an Decke und Boden, an Sitz und Wänden der Coupés.

Die aber, die jahraus, jahrein für Hungerlöhne den Betrieb der griechischen Bahnen einigermaßen lebensfähig erhalten, die in schmutzigen Lumpen ihren Dienst versehen, die Leben und Gesundheit im aufreibenden Tagewerk stündlich aufs Spiel setzen, wollen ihr menschenunwürdiges Joch fortan etwas weniger drückend gestalten: sie sind in den Ausstand getreten. Die Bahn hat ihren Betrieb einstellen müssen. Mögen die mutigen Streiter siegreich aus ihrem Kampfe hervorgehen! —
L. Lessen.

Kleines feuilleton.

w. Die Saterländer. Das Saterland erstreckt sich zu beiden Seiten der Sater Ems an der westlichen Grenze des Herzogtums Oldenburg. Die gesamte Fläche beträgt gegen 15 000 Hektar. Bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts war das von allen Seiten mit unwirtbaren Moorflächen umgebene Ländchen fast von aller Verbindung mit den Nachbarländern abgeschlossen. Die einzige Verkehrsstraße bildete, wie Broering in seinem Buche „Das Saterland“ schreibt, die Sater Ems; ein sonstiger Verkehr war nur im harten Winter möglich, wenn das Moor fest gefroren war. Jetzt führen gut befahrbare Wege quer durch die Hochmoore und verbinden die Dörfer des Saterlandes mit der Umgebung. Auf die Bewohner paßt noch heute die Charakteristik, welche vor mehr als vierzig Jahren im „Friesischen Archiv“ von ihnen entworfen wurde. Was gefunden Menschenverstand anbetrifft, so sind sie trotz der Abgeschlossenheit, in der sie Jahrhunderte hindurch gelebt haben, ihren Nachbarn weit überlegen. Man trifft bei ihnen eine Schärfe des Verstandes und ein gesundes Urteil, wie man es nicht von Leuten erwarten sollte, die unter solchen Verhältnissen aufgewachsen sind. Die Saterländerinnen haben zum Teil noch jenen altgermanischen Typus bewahrt, den ihre Vorfahren zu Tacitus' Zeiten hatten, mit edleren Gesichtszügen und frischeren Farben als ihre Nachbarn, die alle zum sächsischen Stamme gehören. Das Haar ist bei vielen hellblond oder vielmehr hellgelb, die Augen hellblau. Unter denjenigen Saterländerinnen, in deren Adern unverfälschtes friesisches Blut strömt, findet man wahrhaft herkulische Gestalten, die man für Nachkommen der alten nordischen Riesen halten könnte. Von drei Schwwestern in Ramsloh, die sich diesen alten Typus bewahrt hatten und alle drei über sechs Fuß maßen, lebt noch eine. Nicht so unverfälscht hat sich das männliche Geschlecht erhalten. Es zeigt fast durchgehend dunklere Farben als das weibliche, aber wenn die Männer auch in dieser Beziehung ihren Nachbarn gleichen, so haben sie doch vor ihnen eine kräftigere, gedrungene Gestalt, muskulösere Glieder und ein Auge voraus, das eine höhere Intelligenz erkennen läßt. Wenn die Frauen durch ihr Aeuheres ihre friesische Abstammung beweisen, heißt es im „Friesischen Archiv“, so zeigen die Männer sie durch ihre Liebe zur Freiheit, durch ihren unbegrenzten Haß gegen alles, was wie Verdrückung aussieht, und durch die Fähigkeit, mit der sie an ihren alten Vorrechten hängen. Broering hebt noch eine Eigentümlichkeit der Saterländer hervor, nämlich ihre Sucht, anderen Leuten etwas weiszumachen (wismakjo). Namentlich fallen dieser Sucht die Fremden zum Opfer, da die Einheimischen sich gegenseitig durchschauen und deshalb nicht so leichtgläubig sind. Dieser Neigung der Bewohner des Ländchens zum Aufschneiden ist es wohl besonders zuzuschreiben, daß die lächerlichsten Dinge über sie berichtet und geglaubt werden, so z. B., daß sie sich beim Essen um einen großen, in der Mitte mit einer tiefen Höhlung versehenen Tisch setzten und aus dieser Schüssel mit hölzernen Löffeln ihren Brei essen, daß man beim Kaffeetrinken über dem Tische einen Faden mit einem daran befindlichen Zuckerkumpen anbringe, der dann aus einem Munde zum anderen wandere usw. —

ie. Landwirtschaft im Meere. Die Bewohner einiger Küstenstriche der japanischen Inseln betreiben in der Strandzone des Meeres eine Industrie, die man am ehesten als eine Art von Landwirtschaft

Bezeichnen könnte, obgleich sie sich unter Wasser abspielt. Die Leute mügen dort die Meerespflanzen, insbesondere den Seetang, nicht nur in hervorragender Weise aus, sondern sie bauen Meerespflanzen geradezu an. Die größte Rolle unter diesen spielt ein Meerlattich, und zwar nicht die grüne, sondern die rote, aber auch recht häufige Art, die den Gattungsnamen *Porphyra* trägt. Die Japaner wissen ganz hervorragende Ernten von einem der Bewirtschaftung mit Pflanzenkultur sonst ganz unzugänglichen Boden zu gewinnen, indem sie auf dem Raum eines Hektars den stattlichen Erlös von rund 1200 M. erzielen. Das Verfahren des Anbaues ist sehr einfach; es besteht nur darin, die Pflanzen in regelmäßigen Linien einzusetzen und zu bestimmten Zeiten den Samen von ihnen zu entnehmen, der dann im nächsten Jahre zur Aussaat verwandt wird. Der Meerlattich ist eine einjährige Pflanze, die in den frühen Monaten des Jahres geerntet wird, da er gerade während des Winters das stärkste Wachstum erreicht. In manchen Gegenden der japanischen Küsten bildet dieses Meeresgewächs geradezu ein Volksernährungsmittel und wird jetzt auch bereits nach den Vereinigten Staaten ausgeführt, wo in Anbetracht der zahlreich dort lebenden Asiaten eine ziemliche Nachfrage danach herrscht. Vielleicht nimmt man sich in Amerika selbst ein Beispiel daran, denn die ganze Küstenlinie der Vereinigten Staaten erzeugt die gleiche Pflanze in ungeheuren Mengen. Freilich müßte erst der Geschmack der Amerikaner dem japanischen etwas mehr angenähert werden; es ist nicht jedermanns Sache, ein feetangähnliches Gemüse mit einiger Eklust zu sich zu nehmen. Was aber aus kulinärischen Gründen unmöglich erscheint, geschieht allenfalls aus hygienischen, wozu in diesem Falle der Jodgehalt der Meerespflanzen Anlaß geben könnte. Japan hat übrigens auch in der Lieferung von Jod schon eine beträchtliche Stufe auf dem Weltmarkt erreicht. —

Literarisches.

e. k. Wilhelm Büding: „Vom Wege Stein und Staub“. (Dortmund, Voki-Verlag 1906). Verstant allein macht keinen Dichter aus. Zuweilen sind es viel größere Poeten, die nie einen Reim geschrieben haben. Weshalb wohl? Weil dahinter eine Individualität steht. In ihr steckt meistens poetische Konzentration; und die fühlt man durch jede Tat hindurch, die solch ein Mensch vollbringt, in jedem Worte, das er äußert. Für den Künstler gilt also: Sei Persönlichkeit, das heißt: stelle in dir das Weltganze dar, habe deine eigene Anschauung von allen Dingen, übermittle nicht die Gedanken und Empfindungen anderer, denke, empfinde selbst! Dann wirst du aber auch deine eigene Sprache reden! Das sind die Voraussetzungen, die wir vor jeden Schaffenden stellen. Wilhelm Büding läßt hier von etwas verspüren. Eine starke bezwingende Persönlichkeit offenbaren, seine Gedichte zwar nicht; aber eine Natur, die sich durchgerungen und die für ihre Lebensphilosophie die dieser adäquate Ausdrucksformel gefunden hat. Büding erscheint als Wegwanderer, der Welt und Menschen auf sich wirken ließ; auch muß er manche Bitternis, manche schweren Kämpfe durchgelostet haben. Er ist aber weder am Leben, noch an sich verzweifelt. Alles was ihn drückt und drängt, hat er zu erklären versucht und mit sich selber ausgefochten.

„Jede Schale bricht einmal,
Drin der Kern geborgen . . .
Ueber wolkenstürmendem Tal —
Glänzt die Sonne morgen.“

Das tiefste Geheimnis jeglicher Wahrheit ist: daß man sie in sich selber trägt, daß man sie zur Klarheit und somit zur Nichtschwärze für jedwede Handlung erhebe.

Man sei alles selbst: Dann ist man Mensch und Held! Hat man den Mittelpunkt in sich gefunden, so findet man ihn auch zur Natur. Ein gewisser pantheistischer Zug weht durch alle Gedichte Büdings, dazu Schönheitsfreude, Fluß und Klarheit der Gedanken, Wärme des Gefühls in sprachlicher Mundung. Einzelne aus der Alltagsprache herübergenommene Wendungen sind, obwohl lapidar, wie: „Wenn alle Stränge reißen“, doch als banal im Gedichte zu bemängeln. Als beste Empfehlung möge Büdings Sammlung der im Ton echte Zweisprosser dienen:

„Im Volkston.“

„Ich hab' ein Kränzlein wunden
Und weiß doch nicht für wen;
Ach, daß mein Knabe läme,
Den ich im Traum geseh'n.
Die Duben zieh'n vorüber
Und spotten meiner Not —
Ich und mein blaueschön' Kränzlein
Wähen uns bald zu Tod.“ —

Musik.

Das „Vorhing-Theater“ ist weiterhin mit Eifer bemüht, vollstimmlichen Interesses durch Erweiterung und Verbesserung seines Repertoires zu dienen. Ein Beispiel davon sollte wiederum vorgestern (Donnerstag) eine Neueinstudierung des „Barbiers von Sevilla“ von Rossini sein. Allerdings kann man etwas

bedenklich werden, ob denn eine „Vollsoper“ darin besteht, daß überlieferte Possenreizeereien noch überboten werden und dem Publikum Gelegenheit gegeben wird, die dümmste Bühnenbemerkung wörtlich zu wiederholen. Gerade der „Barbier“ verleitet dazu. Vor einigen Monaten hörten wir ihn von den italienischen Kindern in einer Weise, über die viel Kopfschütteln sein mußte, die aber vor allem die zwei großen Verdienste hatte: das Possentum zu vermeiden und schauspielerisch gute Leistungen zu geben. Gegen diese waren die vorgefertigten auffallend trocken; man möchte die Darsteller allzusammen erst noch in einer Minischule wissen. Gesungen wurde im ganzen beträchtlich besser, Direktor Max Garrison gab selber den Figaro, mit dem Bestreben, diese Rolle aus der traditionellen Stilisierung in der Art eines Papageno herauszuheben und mehr einen natürlichen Menschen zu geben, als gelte es ein modernes Konversationsstück. Man kann diese Absicht lebhaft billigen und außerdem die Gesangskunst des Benannten anerkennen, trotzdem aber wünschen, daß etwas mehr Beweglichkeit und Humor entfaltet würde. Gilt dies auch von denen, die groß im Spaß waren, wie z. B. Theodor Hieber als Basilio und Hermann Prag als Bartolo, so konnte man sich doch an der Gesangskunst des letzteren einigermaßen erfreuen, was von der des ersteren etwas weniger gilt. Als Graf Almaviva entfaltete Curt Schade eine nicht unempfindliche, aber noch wenig zureichende Tenorstimme. Der Sopran von Johanna Martin, welche die Rosine sang, ist in der Höhe leidlich, in den tieferen Lagen doch unzulänglich. In der kleinen Rolle der Marzelline machte Elise Albrecht den Eindruck, daß sie zu Größerem berufen sei. — Orchester und besonders Chor waren im ganzen wieder erfreulich, erfreulicher jedenfalls als die schwächeren Ensembles, die manchmal sehr zu wünschen übrig ließen.

Dem alten Zwiepsalt zwischen dem Bedarf eines Textbuches während der Aufführung einerseits und der schwervermeidlichen Verdunkelung des Zuschauerraumes andererseits ist jetzt im Vorhing-Theater einigermaßen abgeholfen und zwar durch einen so verblüffend einfachen Kunstgriff, daß man sich über die Verspätung dieses Fortschrittes doch verwundern kann. Vor den Sitzen (soweit wir sehen konnten) ist an der Rücklehne des Vorderfußes ein elektrisches Lämpchen angebracht und so überdacht, daß es sein Licht nur auf eine fürs Lein genügende Stelle wirft; ein Tafer entzündet das Lämpchen. Verbesserungsfähig ist diese Einrichtung allerdings sehr; jedenfalls aber kann man sie mit lebhafter Freude begrüßen.

Schließlich möchten wir noch zu erwägen geben, ob die vollstimmlichen Absichten dieses Theaters nicht auch durch die Ausgabe ähnlicher Erläuterungen erfüllt werden könnten, wie sie bei der „Freien Volksbühne“ seit längerem üblich sind. — sz.

Humoristisches.

— Drohung. „Lieber Mann, die Tour über diese Gleisler macht Du besser nicht mit — die ist zu gefährlich!“

„Frau Pichlmayer, lassen Sie Ihren Mann nur ruhig mit — er hat schon schwierigere Partien mit uns gemacht!“

„Aun, mein Herr, ich vertraue Ihnen meinen Mann an — aber das sage ich Ihnen: Wenn ihm etwas passieren sollte — dann heiraten Sie mich!“ —

— Ein Eifriger. „Ist es denn wahr, daß Euer Vorband das ganze Jahr keinen Strich arbeitet und Euch alles überläßt?“

„Das ganze Jahr — ist doch zu viel behauptet; ein mal im Jahr plagt er sich tüchtig.“

„So, bei welcher Gelegenheit?“

„Wenn er sein Gesuch um seinen alljährlichen Erholungsurlaub schreibt!“
(„Liegende Blätter.“)

Notizen.

— „Der faule Hans“, eine einstige Oper von A. Ritter, geht als nächste Novität im Opernhaus in Szene. —

— Dem Zentralkomitee für das Rettungswesen in Preußen wurde auf der Internationalen Ausstellung in Mailand der Grand prix verliehen. —

— Für den Erfinder eines wirksamen Mittels zur Vertilgung der Fliegen hatte eine Pariser Tageszeitung — nachdem Professor Chantemesse auf die Bedeutung der Fliege als Verbreiterin des Cholerakeims hingewiesen — eine Prämie von 10000 Frank ausgeschrieben. 265 Arbeiten gingen ein. Der ungenannte Verfasser der preisgekrönten Arbeit führt aus: „Da eine Fliege durchschnittlich 200 Eier legt, läßt sich durch eine einfache Rechnung zeigen, daß nach sechs Geschlechterfolgen aus dieser einzigen Fliege hundert Milliarden hervorgegangen sind. Die ausgewachsenen Fliegen zu vertilgen, ist vergebliche Mühe. Sie lassen sich gründlich nur in verpuppten Zustände vernichten, wo sie in bedeutenden Massen auf Düngerhaufen und in Senkgruben aufgeschüßt lagern. Nach vielfachen Versuchen fand ich, daß Rohöl diese Larven augenblicklich tötet. Die tödende Kraft dieses Rohöls, das überdies den Vorzug der Billigkeit hat, ist nicht bloß eine augenblickliche, sondern wirkt lange nach und verhindert das Aufsteigen jeder weiteren Brut.“ —